

(Nachdruck verboten.)

71

Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

Der ingenieure Kopf des Agenten ersann jetzt einen hervorragenden Plan. Bei seinem Glück und seinen Erfahrungen in Sachen des Roulettespiels mußte es ein leichtes sein, einmal einen wirklich großen Schlag auszuführen, und zwar war das nur möglich, wenn er sein Glück in dem Wallfahrtsort an dem Ufer des Mitteländischen Meeres erproben konnte. Mit dem sechshundert Mark, die er allmählig der Tante abgeschöpft hatte, war das natürlich nicht durchzuführen, und nur wenn das Trauermagazin für diesen Feldzug gewonnen wurde, stand ein Erfolg in Aussicht. Als er mit großer Zungenfertigkeit und einem erstaunlichen Maß von Unverschämtheit der Tante seinen Plan auseinandersetzte, war diese zunächst ganz starr. Der Agent hatte indessen Beweise zur Hand. Das Roulette wurde aufgestellt und das mathematisch fein erfundene System mit Streichhölzern (die je hundert Mark bedeuteten) dargelegt. Der Tante nicht nur, sondern auch Christians und der Mutter bemächtigte sich bei diesem Experiment eine enorme Aufregung. Christian drehte, der Agent setzte, und ehe eine halbe Stunde vorüber war, hatte der letztere zwölftausend Mark in Streichhölzern gewonnen. Die Tante ließ sich ein Glas Wasser geben, und die Sache nahm ihren Fortgang. Jetzt kam der große Schlag. Auf Roth standen sechstausend Mark, und Roth gewann. Aber der Agent zuckte mit keiner Wimper, sondern ließ den verdoppelten Betrag stehen. Und noch einmal und zum drittenmal. Er hatte in Zeit von drei Minuten ein Vermögen von hunderttausend Mark eingetauscht. Es sollte sofort weiter probirt werden, aber der Agent erklärte, er habe genug. Die Tante verlangte kategorisch, er sollte noch einmal sehen, er that es jedoch nicht.

So wurde denn an diesem Abend der große Plan ausgearbeitet und in allen Grundzügen festgestellt. Alles in allem wurde die Kriegskasse nach langem Handeln und Feilschen auf zweitausendfünfhundert Mark bemessen: zweitausend Mark seitens der Tante, vierhundertsechzig Mark von Albert, zehn Mark von seiner Mutter und zwanzig Mark von Christian, der neuerdings als lateinischer Lehrer eines jungen Adligen bedeutende Summen verdiente. Von dem Gewinn sollten zunächst die Reisekosten und drei Mark Tagespensen für Albert abgezogen werden, ferner fünfhundert Mark für die Nothleidenden in Weissensee — ein zarter Wink für höhere Mächte — und tausend Mark als Reservefonds für künftige Fälle. Der Rest sollte gleichmäßig je nach der Höhe der Einlagen unter die vier vertheilt werden. Allerdings lag ein leiser Verdacht nahe, daß Albert unkontrollirbar und durch den Gewinn geblendet den Löwenantheil für sich behalten würde, und die Tante, die kein Blatt vor den Mund nahm, gab dieser Vermuthung auch ohne weiteres Ausdruck. Arme Schlunder lassen sich derlei Verdächtigungen eventuell gefallen, nicht aber Leute, die sechshundert Mark in der Tasche tragen und soeben, wenigstens mit Streichhölzern, ein Vermögen verdient haben. Der Agent zog mithin Saiten auf, wie sie die Tante noch nicht kennen gelernt hatte, und nur Christians zitatenreicher Bersohnungsrede und wahrhaft frommer Milde gelang es, das Einvernehmen wiederherzustellen.

Zettchen mußte aus der Weinhandlung nebenan den Fahrplan holen, die Tante entnahm dem eisernen Geldschrank zwei große graue Scheine, und begleitet von den Segenswünschen aller nahm der Agent Abschied, um in der Frühe des nächsten Morgens, dritter Klasse natürlich, gen Süden zu fahren.

Christian war zu aufgeregt, um schon schlafen zu können, und so begleitete er den Bruder, der davon wenig erbaut war, bis vor dessen Thür. Es war erst elf Uhr, und mit großem Ingrimm mußte der Agent die dunkle Treppe hinaufsteigen. Aber oben befand er sich eines besseren, trittete wieder hinunter und verlebte einen wirklich hübschen Abend.

VII.

Eva hatte den fremden Schübling wie eine Schwester angenommen. Der Justizrath konnte leicht ermitteln, daß die Angaben Knechtens auf Wahrheit beruhten, und sehr traurig nahm

es sich aus, wenn sie kunstlos schilderte, wie das Atelier in der Jägerstraße hatte geräumt werden müssen und die Noth immer härter kam. Sie blühte in wenigen Tagen prächtig auf, trug die älteren Kleider Eva's mit einer neuen Kofletterie und wurde von dem ganzen Hause wie ein zugelaufenes Hündchen verhätschelt. Alles in allem war sie ein famoseres Mädchen mit runden Formen, niedlichen flatternden Locken und einem freundlichen hübschen Gesicht. Ueber die einfachsten Dinge hatte sie eine kindliche Freude, und ihre Dankbarkeit, vor allem gegen den Justizrath, war unbegrenzt und aufrichtig. Am wenigsten gut kam sie mit Abraham aus, der nun einmal das Mißgeschick hatte, mit seinen bizarr häßlichen Zügen und seinem ewig schweigenden Ernst keine Freunde zu erwerben. Auch er war freundlich zu ihr, aber in einer Weise, die sie nicht verstand. Bisweilen, namentlich in der ersten Zeit, sprach er mit ihr über das Glend armer Leute, aber sie mochte daran nicht mehr erinnert sein und antwortete schein und verlegen. Sie hatte ja nun alles so schön wie nie; der Justizrath, der sie gern mochte und ihr am zweiten Tage sogar einen feierlichen Kuß auf die Stirn gedrückt hatte, versprach ihr, sie solle immer bleiben, — was war da noch groß zu reden von den alten häßlichen Tagen!

Dieses fast leichtsinnige Vergessen der kümmerlichen Vergangenheit befremdete auch Eva, auch den Justizrath.

Uebrigens war Eva dem Mädchen von Anfang an nicht richtig begegnet. In dem jungen Glück der Braut und der Angst um den kranken Liebsten hatte sie das Kommen der Fremden wie eine Schicksalsendung betrachtet und sie mit so stürmischer Liebe überhäuft, daß bald eine leise Abkühlung eintreten mußte. Ein „Schübling“ soll immer recht behutend angefaßt werden. Er ist ja kein Spielzeug, dessen man müde werden darf. Alle Menschen haben wohl irgendwann einmal eine solche Schützlerlame, dann wird das arme Geschöpf am ersten Tage mit Lederbissen überhäuft, am zweiten allen Bekannten gezeigt, es begeht am dritten Tage eine kleine Unart, wird am vierten Tag bereits lästig und sieht am fünften Tage die Thür von außen.

So entdeckte auch Eva an ihrem Schübling bald bedeutliche Untugenden. Mit der Wahrheit nahm es das gute Knechtchen nie recht genau, und ein hervorragender Fleiß war ihr keineswegs eigenthümlich. Sie schlief so lange, daß sie immer energisch geweckt werden mußte, und sie hatte plebejische Angewohnheiten, namentlich ein bärenmäßiges Lachen, das verschiedene junge Damen aus Eva's Bekanntschaft peinlich berührte. Aber sie hing doch auch an Eva mit so großer Dankbarkeit, daß diese über die Mängel sich hinwegsetzte. Und dann war ja das Schicksal des Mädchens lediglich von des Justizraths Ermessen abhängig, der von seiner neuen Hausgenossin fast zu sehr eingenommen schien. Er scherzte mit ihr, gab ihr aus seiner Bibliothek Bücher, die sie lesen sollte, und war froh, bei Eva's nicht gerade rosigem Stimmung ein immer munteres Mädchen um sich zu haben. Schließlich war er auch ein zu lebenslustiger Mann und der Anziehungskraft weiblicher Wesen seit alters zu sehr unterthan, um nicht auch an ihrer ganzen Erscheinung Gefallen zu finden. Sie blühte bei dem vortrefflichen Leben auf, wie eine „Pflanztröse“, und der enge häusliche Verkehr zeigte dem Anwalt seinen hübschen Schübling bisweilen in höchst reizenden Situationen. Er war dann tapfer genug, sofort einen energischen Kampf mit seinem weniger guten Ich aufzunehmen, aber ganz allmählig kam es ihm doch zum Bewußtsein, daß er das muntere Ding verteuftelt gern um sich sah, und zwar nicht einzig dieser Munterkeit wegen.

Die Tage schlichen nur langsam dahin. Es waren jetzt mehr als drei Wochen vergangen seit jenem Abend, da Klaus mit seinen Angehörigen hier gewesen war, und Eva hatte ihn nicht wieder gesehen. Von seinem Krankenlager kamen täglich Briefe, die von dem liebevollsten Herzen als zärtlich gedeutet und stürmisch erwidert wurden, und der Durche hatte bei seinen Botengängen herrliche Tage. Die Familie Simon machte einen feierlichen Besuch bei der Geheimrätthin, und Klara, Klaus' älteste Schwester, ließ sich bisweilen bei Eva sehen. Sie war ein verschüchtertes Ding von sechsundzwanzig Jahren, schmal, schlank, eines von den armen Menschenkindern, die all ihr Leben neben der großen Heerstraße marschiren und nie den rechten Weg wissen. Kein seltsamerer Kontrast, als

wenn die beiden künftigen Schwägerinnen zusammen saßen. Vielleicht war Klara nur heimlich hier, ohne Wissen ihrer Mutter, denn dieses böse ungewisse Spiel, das die Mutter und Klaus, immer noch abwartend und auf einen Ausweg sinnend, mit Eva trieben, hatte ihr weiches und demüthiges Herz so entrüstet, daß wenigstens sie ein wenig das Unrecht gut machen wollte. Sie war über ihren großen Muth selbst erstaunt.

Bei Eva hatte sie aber einen schmerzlichen Stand, denn die Leidenschaft der Jüdin umklammerte sie oft so stürmisch, wollte derartig viel von Klaus erzählt wissen und brach der neuen Freundin gegenüber so in Thränen und Angst und zitterndem Glück hervor, daß die blonde Geheimrathstochter den rechten Gegenton nicht fand. Aber wenn sie heimging oder abends im Bett lag, dann fing es auch in ihr an, lebendig zu werden. Da richtete sie sich halb empor und starrte hinaus in ihre armelige Zukunft. Jeder neue Tag führte sie langsam weiter in das öde Meer der Verlassenheit. Das Gesicht wird bleicher, die Züge müder, hoffnungsloser, und das alternde Mädchen sieht das Land des Glücks langsam in der Ferne verschwinden. Vielleicht kommt von drüben her doch noch einer, holt sie auf seinem Rücken zurück und trägt sie jubelnd mit starkem Arm auf das feste Land. Wie sie den lieben wollte! So dankbar sein! An seiner Seite durch Feld und Wiesen gehen, während am Wegrain tausend Blumen blühen! Fast schauernd dachte sie zurück an Eva, wie die Klaus' Bild mit Klüssen bedeckte und mit leuchtenden Augen von ihrer unermesslichen Liebe sprach. Aber auch sie will sich aufrichten, wie Eva werden, alle Seele dem Liebsten entgegenbringen und ihn küssen! küssen!!

Zitternd, aufgerichtet schaut sie weithin, zu den Sternen die durch das halbverhängte Fenster hereinkommen. Dann langsam löst sich die Spannung, und sie sinkt müde in die Kissen. Die Geheimrathin schnarcht in dem großen Bett an der andern Wand, das Nachtlicht glimmt unfähig trübe und langweilig — so wird es immer sein und bleiben. Das Land des Glücks versinkt, und ein nutzloses armes Leben treibt hinaus in den Ozean.

(Fortsetzung folgt.)

Kann Achilles eine Schildkröte einholen?

Eine komische Frage wird hier in der Ueberschrift gestellt; Achilles, der göttergleiche Held, den Homer den schnellfüßigen nennt, der also der gewaltigste Wettläufer unter den griechischen Helden war, soll mit der langsam kriechenden Schildkröte verglichen werden. Wenn das nicht auf einen schlechten Scherz hinausläuft, etwa das Achilles längst gestorben ist, Schildkröten aber auch heute noch sich lustig auf der Erde herumtummeln, so hat die Frage überhaupt keinen Sinn und kann ernsthaft weder aufgeworfen, noch ernsthaft beantwortet werden.

Mit Verlaub, so einfach und klar liegt die Sache nicht; die Frage ist vielmehr sehr ernsthaft gemeint und von vielen theilweis sehr klugen Leuten lang und breit behandelt worden, und gar mancher konnte nicht völlig klar über die richtige Antwort werden. Um das Jahr 450 vor Christi Geburt, also vor mehr als zweitausend Jahren, wurde sie zuerst von einem geistvollen griechischen Denker seinen Zeitgenossen vorgelegt und mit einem klaren „Nein“ beantwortet. Sein Gedankengang war der folgende:

Hat die Schildkröte vor Achilles einen Vorsprung, steht dieser z. B. am Brandenburger Thor in Berlin, die Kröte dagegen am großen Stern auf der Chaussee zwischen Berlin und Charlottenburg, und laufen beide in der Richtung nach Charlottenburg, so muß Achilles doch, bevor er sie einholt, den großen Stern passieren, den Ort, an dem sie sich gegenwärtig befindet. In der Zeit, die er zum Durchlaufen der Entfernung gebraucht hat, hat die Schildkröte nicht stillgestanden, sie ist vorwärts gekommen und hat einen neuen Vorsprung gewonnen, sei z. B. bis Station Thiergarten gekommen. Will Achilles sie einholen, so muß er auch diesen Vorsprung durchlaufen; in der Zeit, die er hierzu gebraucht, ist unsere Schildkröte aber wiederum vorwärts gekommen und hat abermals einen Vorsprung gewonnen. Und so geht die Sache weiter in alle Ewigkeit; jedesmal, wenn Achilles den Vorsprung, den die Schildkröte vor ihm voraus hat, durchgemessen hat, hat diese einen neuen Vorsprung gewonnen, den er doch immer erst wieder durchlaufen muß, um sie einzuholen; da sie unterdessen aber nicht stille steht, sondern ihre Bewegung fortsetzt, so gewinnt sie stets einen neuen Vorsprung. Man erkennt also klar und deutlich, daß der schnellfüßige Held das langsame Thier nicht einholen kann, sobald es zu Anfang einen Vorsprung vor ihm voraus hat.

Das ist ein fauler Witz, wird vielleicht mancher hier ausrufen; wenn das richtig wäre, dann könnte auch eine Eisenbahn einen Lastwagen nicht einholen, niemand könnte auf der Straße einen Bekannten, den er in einiger Entfernung vor sich sieht, durch rascheres Ausfahren erreichen, und ähnlich in tausend und aber tausend anderen Fällen, in denen uns die alltägliche Erfahrung zeigt, daß der Schnellere den Langsamen nicht nur einholt, sondern

überholt und hinter sich zurückläßt. Zudem kann ja jeder Schüler der zweiten Klasse wohl ganz leicht ausrechnen, wann und wo Achilles die Schildkröte einholt. Beträgt die Entfernung vom Brandenburger Thor bis zum großen Stern 2700 Meter und läuft Achilles nur zehnmal so schnell als die Schildkröte, so holt er sie da ein, wo der von ihr zurückgelegte Weg der zehnte Theil des ganzen Weges ist, den er selbst zurücklegt; nun muß er selbst im ganzen den Vorsprung, 2700 Meter, und den Weg der Schildkröte durchmessen. Da der letztere ein zehntel des ganzen ist, so muß der Vorsprung neun zehntel betragen; weiß man aber erst, daß 2700 Meter neun zehntel des Weges sind, so ist ein zehntel der 9. Theil davon oder 300 Meter, mithin beträgt der ganze Weg das zehnfache davon oder 3000 Meter. Ohne weiteres ist also klar, daß Achilles 3000 Meter durchlaufen muß, um die Schildkröte einzuholen; da sie in derselben Zeit nur 300 Meter durchläuft, so erkennt man, daß er in der That den Vorsprung, 2700 Meter, und noch die weiteren 300 Meter durchgemessen hat, und mit ihr also am gleichen Punkte ankommt. Die Zeit, in der dies geschieht, ergiebt sich auch einfach; braucht er 10 Minuten zu dem Vorsprung, also 1 Minute zu 270 Metern, so folgt, daß er die 3000 Meter in $11\frac{1}{3}$ Minuten zurücklegt; denn 270 ist $11\frac{1}{3}$ Mal in 3000 enthalten.

Ist denn aber durch diese Rechnung die vorige Schlußweise widerlegt? Zeno — dies ist der Name des griechischen Denkers, der die Frage aufgeworfen hat — bestreitet das auf das entschiedenste, und mit vollem Recht. Wenn ich durch richtige Schlüsse zu irgend einer Behauptung gelange, so kann ich doch nicht dadurch widerlegt werden, daß eine andere Betrachtungsweise zu einer entgegengesetzten Behauptung führt, sondern in meiner Schlußweise selbst muß man mir einen Fehler nachweisen, wenn ich das Resultat als irrig anerkennen soll. Infolge dessen behauptet denn auch Zeno, daß seine durch logische Schlüsse gefolgerte Behauptung unfehlbar richtig sei; wenn daher andere Betrachtungsweisen und vor allem der sinnliche Augenschein das Gegentheil lehren, seien diese falsch. Das folgerichtige Denken ist es, was uns vom Thiere unterscheidet; es bildet den göttlichen Funken in uns, der uns zur Erkennung und Auffassung der Wahrheit befähigt. Zeigt sich ein Widerspruch zwischen den logischen Folgerungen unseres Denkens und desjenigen, was uns der sinnliche Augenschein vermittelt, so haben wir dem letzteren zu misstrauen und dem ersteren zu glauben.

Jetzt erkennt man, daß in der Frage mehr liegt, als ein geistvoll erfommener Scherz oder ein oberflächlicher Witz; es ist vielmehr der Gegensatz zweier grundsätzlich verschiedener Auffassungsweisen von der Art, wie wir Kenntniß von der Welt und dem Geschehen in der Welt erhalten, der sich in der Beantwortung dieser Frage offenbart. Es handelt sich nicht bloß darum, ob Achilles die Schildkröte einholen kann, sondern um die viel umfassendere Frage, ob Bewegung überhaupt möglich ist, und weiterhin um die wichtige Frage, ob die sinnliche Anschauung als der Urquell unserer Erkenntniß betrachtet werden kann. Der Augenschein, die Sinne, zeigen uns überall Veränderung und Bewegung, und wie der rascher Laufende den Langsamen überholt; der Verstand zeigt uns, daß ein solches Verhalten nicht möglich ist, sagt Zeno, und folglich müssen wir unserer Sinne überall misstrauen, sie sind nicht geeignet, uns die Welt, wie sie wirklich ist, erkennen zu lassen.

Thatsächlich kann man ja auch zahlreiche Fälle aufweisen, in denen der sinnliche Augenschein trügt; oft scheint es uns, wenn wir im Wagen sitzen und rasch dahinfahren, als ob unsere Umgebung an uns vorbeifähe, wir aber in Ruhe sind. Ein Beispiel dieser Art ist die Bewegung der Erde, die wir durch unsere Sinne nicht wahrnehmen können, sondern durch Benutzung unseres Verstandes erschlossen haben. Man darf sich daher nicht allzu sehr wundern, daß Zeno den Sinnen misstraut, und seinen Verstand als einen besseren Führer zur Wahrheit ansieht. Wir wollen ihm aber auf seinen weiteren Gedankengängen über die Natur der Welt nicht folgen, sondern den zuerst angeführten Beweis noch einmal daraufhin prüfen, ob er denn wirklich so unumstößlich ist, wie Zeno behauptet.

Achilles durchläuft den Vorsprung, den die Schildkröte vor ihm hat, sagen wir einmal, in 10 Minuten. Da wir angenommen hatten, daß er zehnmal so schnell läuft wie sie, so hat sie unterdessen einen neuen Vorsprung gewonnen, der nur den zehnten Theil des ersten beträgt; diesen wird er daher in einer Minute durchlaufen. Den Vorsprung, den sie nunmehr gewonnen hat, wird er in dem zehnten Theil dieser Zeit durchlaufen, also in einer zehntel Minute; den nächsten Vorsprung in dem zehnten Theil hiervon, in einer hundertstel Minute; dann folgt eine tausendstel, eine zehntausendstel Minute u. s. f. So ist also die gesammte Bewegung kunstvoll zerlegt in eine Reihe von einzelnen Bewegungen, zu deren jeder der zehnte Theil der Zeit erforderlich ist, als zu der vorhergehenden, und nun behauptet Zeno lähn und leicht, da die Glieder dieser Reihe kein Ende haben, da ihre Anzahl ohne Ende fortschreitet, so ist auch die Summe endlos groß. Achilles kann die Schildkröte nie einholen, sagt er, er müßte eine endlose Zeit hinter ihr her laufen, und doch hätte sie noch einen Vorsprung; thatsächlich betrachtet er aber die Bewegung nur innerhalb einer Zeit, in der er sie wirklich nicht einholt. Zählt man nämlich jene Glieder zusammen, 10 Minuten, 1 Minute, $\frac{1}{10}$ Minute u. s. w., so wird man finden, daß man stets, soviel Glieder man auch nimmt, unter $11\frac{1}{3}$ Minute bleibt; die frühere Rechnung zeigte aber, daß er sie erst nach $11\frac{1}{3}$ Minute einholt; also ist es nicht wunderbar, daß er sie in einer kürzeren Zeit nicht einholen kann. Zeno zerlegt in seiner

Schlussweise die kleine Zeit, innerhalb deren Achilles die Schildkröte noch nicht eingeholt hat, kunstvoll in eine endlose Reihe von Gliedern, und sagt dann: Diese endlose Anzahl von Gliedern muß zusammengesetzt eine endlos große Summe ergeben. Das ist ein klassischer Widerspruch, ein schwerer Verstoß gegen jede Logik, der seiner Behauptung jede Beweisraft rauben muß.

Haben wir so festgestellt, daß in diesem einen von Zeno angeführten Falle das logische Denken und die sinnliche Wahrnehmung völlig mit einander im Einklange stehen, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir bei der Zerlegung von Zeno's Beweis auf eine sehr schwierige Vorstellung gestoßen sind: Eine endlos große Zahl von Gliedern soll bei ihrer Zusammenfügung nicht über alle Grenzen groß werden. Daß das richtig ist, erkennen wir leicht, wenn wir irgend eine Größe theilen. Nehmen wir etwa einen Meter, so können wir ihn in 2, 4, 8 Theile theilen, und in immer weitere kleinere Theile; denn jeder Theil kann ja selbst wieder getheilt werden. So erhalten wir also eine unendliche Menge von Theilen, weil wir ja nie mit der Theilung zu Ende kommen können, sondern jeden Theil immer wieder weiter theilen können. Folgt aber daraus, daß diese Theile zusammengesetzt endlos groß werden müssen? Doch keineswegs; sondern da sie durch die fortgesetzte Theilung eines Meters entstehen, so müssen sie bei ihrer Zusammenfügung auch wieder einen Meter, also eine durchaus begrenzte Größe ergeben. In letzter Instanz kommt Zeno's Behauptung von Achilles und der Schildkröte also darauf hinaus, daß die Zusammenfügung endlos vieler Elemente zu einer begrenzten Größe und umgekehrt die endlose Theilbarkeit einer begrenzten Größe unendlich sein soll. Würde man ihm das zugeben, so würde man immer noch sagen müssen: Aus dem, was ich mir denken oder nicht denken kann, folgt für die wirkliche Welt noch gar nichts; ich habe mir absolut nicht denken können, daß Polizisten im Parlament die Hand an Abgeordnete legen, und doch ist es in Wien Thatsache geworden; freilich habe ich nicht durch mein Denken, sondern durch meine Sinne Nachricht davon bekommen. Könnte ich mir die unendliche Theilbarkeit und die Bewegung nicht denken, so geben mir meine Sinne von ihrer Wirklichkeit doch einen sehr deutlichen Beweis.

Die moderne Naturforschung stützt sich denn auch durchaus auf die Sinne und sucht die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu erfassen, wie sie sich uns durch unsere Sinne darbieten, sie kümmert sich nur um die Welt, wie sie ist, nicht etwa darum, wie wir sie uns denken oder nicht denken können. B. Borchardt.

Kleines Feuilleton.

— Ein Hofbericht aus dem Jahre 1813. In einem Archive zu Heiligenstadt wurde ein Heiligenstädter Gars-Departementblatt aus dem Jahre 1813 vorgefunden. Die Zeitung datirt vom 7. Juli 1813, ist mit der königl. westfälischen „Intelligenz-Zeitung“ von 15 Centimes abgestempelt und enthält einen offiziellen Bericht über die Anwesenheit des Königs Jerome, des Bruders Napoleons, in der eichsfeldischen Hauptstadt, die ebenfalls dem Königreich Westfalen einverleibt war. Der Bericht lautet wörtlich: „Heiligenstadt, den 4. Julius 1813. Heute genoss die hiesige Stadt das unschätzbare Glück, unseren allgeliebten Monarchen in ihren Ringmauern zu sehen. Se. Majestät, auf Ihrer Rückreise von Dresden über Nordhausen kommend, trafen früh 10 Uhr unter dem Geläut aller Glocken und von dem lauten Jubelruf der Einwohner und dem Donner des Geschüßes begrüßt, hier ein, nachdem Allerhöchstdie an dem Thor von dem Herrn Maire der Stadt und der gesammten Municipalität ehrfurchtsvoll empfangen worden und die Ihnen von den Zöglingen des hiesigen Gymnasiums, welche nebst der übrigen Schuljugend an der Hauptstraße, durch welche der Zug ging, versammelt waren, überreichten lateinischen und französischen Gedichte nebst einem Lorbeerkranz huldreichst angenommen hatten. Se. Majestät traten nun mit Ihrem hohen Gefolge in dem Präsekturhotel ab, wofelbst die Auswahl der hiesigen weiblichen Jugend Allerhöchstdie ihm Blumen freute und den Ausdruck ihrer Empfindungen in einem freien französischen Gedichte zu überreichen wagte, während das frohe Vivat der herbeiströmenden Bürger in endlosen Wiederholungen vor dem Palaste ertönte. Se. Majestät empfingen hierauf die versammelten Autoritäten des Departements mit der gewohnten ausgezeichneten Guld, die Aller Herzen gewinnt, und reisten, nachdem allerhöchstdieselben einige Erfrischungen eingenommen, unter den lautesten Freudenbezeugungen und Segenssprüchen des Volkes von hier nach Kassel zurück.“

Theater.

Am Goethe-Theater wurde am Sonnabend ein neues Schauspiel „Der Volksgraf“ von einem Neuling, Rudolf Rabe, gegeben. Es ist gut, daß das Goethe-Theater bald zum Opernhaus umgewandelt wird. Wie es jetzt bestand, war es doch nur meist die Stütze schriftstellersnder Dilettanten. Zu dieser Schaar, von der wir dank der lieblichen Theaterentwicklung Berlins alljährlich ein paar Duzend kennen lernen, gehört auch Herr Rabe. Er empfand das Bedürfnis, sich mit der französischen Revolution abzufinden; und wenn dies in kindlichen Formen geschah, so ist das nicht Herrn Rabe's persönliche Schuld. Persönlich hat Herr Rabe nichts zu sagen, er hält sich an das, was ihm wohlgefunne, bravpreussische

Lehrer über die Revolution und die wüsten Zerstörer Danton und Robespierre vorgetragen haben. Mirabeau, der „Volksgraf“, weil dieser Aristokrat gerade der auserlesene Volksliebhaber wurde, ist für Rabe der eigentliche Held der Geschichte. In Rabe's Beleuchtung ein nationalliberaler Idealtypus etwa! Dieser Mirabeau schwärmt für die Könige von Preußen, Friedrich II. hat er in Sansonci persönlich kennen gelernt, und sein Grundsatz geht dahin: gäbe es lauter Monarchen wie diesen Friedrich, dann hätte die Monarchie nichts zu befürchten. Wenn Mirabeau zu den Schreckenmännern gestochen war, so that er es nicht aus der Absicht, umzustürzen; nur leichtsinnigen Herrschern seines Vaterlandes sollte ein Wahnzettel gleichsam vorgehalten werden, daß sie ihrer Pflichten gegen die Monarchie und das Land besser eingedenk bleiben. Dem König Ludwig will Mirabeau nicht entsagen, vielmehr will er ihn mit dem Volk veröhnen. Zu solcher Aufgabe, meint Rabe, müßte man auch selbst keinen Flecken auf der Ehre haben; und leider hat Graf Mirabeau sich an einem kleinen Bürgermädchen, der Chansonfängerin Toinette vergangen. Er hat das unschuldige Kind verführt, dafür muß er Gift nehmen, und die Verführung Ludwigs mit seinem Volke fällt ins Wasser. Was dafür geschah, weiß man ja. So rächen sich schwache Stunden bei großen Genies. Das Publikum, selbst so unschuldsvoll, wie der junge Herr Verfasser, war für die empfindsame Geschichtsbetrachtung sehr empfänglich und klatschte nach jedem Akt Beifall. Schemenhaft, wie die Gestalten selber, blieb die Darstellung. Grau und kalt und nüchtern trotz allem Stimmaufwand.

—s. Den Mitgliedern der „Neuen freien Volkshühne“ wurde am Sonntag ein dramatisirter Gartenlanbestoff geboten: „Die Kinder der Exzellenz“ von G. v. Wolzogen und B. Schumann. Das Stück ist schon an einem öffentlichen Theater Berlin abgespielt worden, hatte also nicht einmal den Reiz der Neuheit. Trotzdem und trotz der unzulänglichen Besetzung machte es einen Großtheil der Zuhörer großen Spaß. Darüber läßt sich nicht streiten. Aber reden läßt sich über etwas anderes. Es wurde gesagt, das Stück hätte zur Aufführung genommen werden müssen, weil die Mittel, künstlerische sowohl wie materielle, zu etwas Besserem nicht reichten. Stimmt das, und ändert sich diese Situation nicht bald, dann dürfte doch wohl ein Anschluß an die andere Volkshühne zu empfehlen sein.

— Direktor Neumann-Hofer, der künftige Leiter des Lessing-Theaters, hat den Kündigungsparagraphen überhaupt nicht in seine Kontrakte aufgenommen. Alle Mitglieder, ohne Ausnahme, erhalten feste Verträge auf mindestens ein Jahr.

Kunstgewerbe.

— Die in München im Entstehen begriffene Gesellschaft mit beschränkter Haftung: „Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk“ will folgende Zwecke verfolgen: 1. Die Gesellschaft bezahlt entweder den Künstlern ihre neuen Entwürfe baar und ermöglicht deren Ausführung unter ihrer Leitung oder sichert den Künstlern die Ausführung mit Gehilfenantheil ohne jede Geschäftsgefahr für sie zu; 2. sie bestellt und bezahlt den Handwerkern eine größere Anzahl von Stücken und übernimmt deren geschäftlichen Vertrieb im ganzen Reiche ohne Geschäftsgefahr für sie; 3. sie liefert den Geschäftslenten die verlangten Stücke und sorgt für einen möglichst rührigen, kaufmännischen Vertrieb; 4. sie bietet dem Käufer nicht nur oft und an möglichst vielen Orten und zu mäßigen Preisen Erzeugnisse des neuen Kunsthandwerkes an, sondern giebt ihm durch die prüfende Thätigkeit des Ausschusses die Gewähr für künstlerische und handwerkliche Vollendung; 5. sie giebt Künstlern Gelegenheit, in den Werkstätten technische Kenntnisse zu erwerben; 6. sie vermittelt durch die eingerichtete Anstalt über alle in das Gebiet des neuen Kunsthandwerkes einschlägigen Fragen die Verbindung zwischen Künstlern, Herstellern und Kaufleuten in der wirksamsten Weise und sucht 7. auf dem Rechtswege oder durch die Presse zugleich eine unrechtmäßige Ausbeutung durch unläutere Nachahmung und Verwendung künstlerischer Entwürfe zu verhindern.

Erziehung und Unterricht.

— Sechs Schulärzte hat die Stadt Nürnberg am 1. Januar angestellt. Aus der Dienstordnung für die Schulärzte geht hervor, daß das Honorar für 50 Schulklassen 400 M., für 50-70 Schulklassen 500 M. und für mehr als 70 Schulklassen 600 M. beträgt. Im Durchschnitt kommen auf jeden Arzt 3400 Kinder. Die Ärzte haben jede Schule monatlich einmal zu besuchen, im Bedarfsfalle einzelne Klassen öfter. Sie haben hierbei auf alle für die Gesundheit der Kinder und der Lehrer getroffenen Einrichtungen zu achten, vor allem auf Erwärmung, Lüftung, Belüftung und Reinigung der Räume, auf Schulbänke, Aborte, Turnsäle und Schulbäder. Auch die Kinderbewahranstalten und Kindergärten sind jährlich einmal zu revidiren. Die Schulärzte sind auch verpflichtet, einzelne Kinder zu untersuchen, z. B. Kinder, die vor dem vollendeten sechsten Lebensjahre in die Schule aufgenommen werden sollen, und Kinder, für die vorzeitige oder zeitweilige Befreiung vom Schulbesuch aus Gesundheitsrücksichten beantragt wird, bei ansteckenden Krankheiten zc. Massenuntersuchungen von Schulkindern zum Zweck der Lösung hygienischer oder rein wissenschaftlicher Fragen dürfen die Schulärzte nur dann vornehmen, wenn der Magistrat im Einverständniß mit dem Bezirksamt und dem Schulvorstande die Erlaubniß dazu erteilt.

Physiologisches.

t. Jod und Brom in den menschlichen Haaren. Es ist seit einigen Jahren bekannt, daß das Jod einen kleinen, aber wichtigen Bestandteil im menschlichen Organismus ausmacht und daß auf seiner Erzeugung die Hauptbedeutung der Schilddrüse beruht. Kürzlich erschien in der Zeitschrift für physiologische Chemie eine Untersuchung über die Frage, ob sich das Jod auch in den Haaren des Menschen nachweisen ließe. Im normalen Zustande scheinen die Haare kein Jod zu enthalten, dagegen ist solches stets in ihnen nachzuweisen, wenn die betreffende Person Jodkalium als Medizin eingenommen hat. Nach Gebrauch von 20 Grammen dieses Salzes zeigen sich nach Verlauf von drei Wochen $\frac{1}{10}$ Milligramm Jod in einem Gewicht von 10 Grammen menschlicher Haare, freilich eine sehr geringe Menge. Ein Theil dieses Jodgehaltes sitzt in den Haaren selbst, ein anderer und geringerer in dem Fette derselben. Merkwürdig ist der Umstand, daß das Jod sich nicht nur in den Theilen der Haare findet, die während der Jodkaliumkur gewachsen sind, sondern auch an den Haarspitzen, die schon vorher bestanden. Der Jodgehalt ist auch, nachdem der Gebrauch von Jodkali längst aufgehört hat, noch längere Zeit nachweisbar, oft noch nach zehn Wochen. Bei Cretins scheint Jod in den Haaren auch ohne Gebrauch von Jodpräparaten vorzukommen. Wenn einem Hunde die Schilddrüse ausgeschnitten wird, so finden sich nach einiger Zeit in seinen Haaren ebenfalls Spuren von Jod, ebenso wenn ihm größere Mengen Jodkali unter die Haut geimpft werden. Ganz ebenso wie das Jod geht übrigens auch das Brom bei einer Behandlung mit Bromkali in die Haare des Menschen über. —

Aus dem Thierleben.

— Amerikanische Forellenbarsche haben sich, wie am Freitag im „Triton“ mitgeteilt wurde, in der Spree bei Stralau wild angebetelt. Man nimmt an, daß die Thiere zur Zeit der Ausfütterung aus dem Fischereigebäude in die Spree gelangt sind. Auch ein kürzlich bei Stralau gefangener Forellenbarsch konnte dem Verein am Freitag lebend vorgezeigt werden. Der Forellenbarsch ist eine sehr wertvolle Salmonidenart, die vor etwa acht Jahren aus Amerika hier eingeführt ist. Sie gleicht in der Art, vor allem aber auch in der Güte des Fleisches dem Lachs. Nach den bisherigen Beobachtungen liebt der Forellenbarsch klares Wasser, und insolge dessen ist man eigentlich erstaunt gewesen, ihn an dieser Stelle der Spree zu finden. Wie aber in der Vereinsfischung konstatiert wurde, ist das Wasser der Spree thalächlich gar nicht so schlecht, wie man vielfach anzunehmen geneigt ist. Es wurde ein bestimmter Fall mitgeteilt, in dem von Parasiten befallene Telestos- und Schleierschwanzfische, in einem Fischkasten dem freien Wasser der Spree ausgesetzt, innerhalb vier Tagen geheilt wurden. —

Mineralogisches.

— Ueber die Temperatur von Meteorsteinen hat der Pariser Mineraloge Stanislas Mennier in einer der letzten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften eine interessante Mittheilung gemacht. Der Ausgangspunkt dafür war die Untersuchung über ein Meteor, das im Jahre 1891 bei dem Orte Zindard in Transkaukasien niederging. Diese Masse wog beinahe 27 Kilogramm und drang, ohne zu zerbrechen, 18 Zentimeter tief in den Erdboden ein, dabei das Gras desselben in einem Umkreise von 10 Metern verbrennend. Der Fall ereignete sich kurz nach Sonnenuntergang; als am nächsten Morgen vor Tagesanbruch Leute kamen, um den Stein herauszuziehen, fanden sie denselben, zehn Stunden nach dem Falle, noch so heiß, daß er nicht mit der Hand berührt werden konnte. Die Leute mußten vielmehr ihre Stöcke nehmen, um den in einen Mantel gewickelten Stein in ihren Händen zu tragen. Die Erwärmung dieser Masse von 27 Kilo mußte danach ursprünglich eine außerordentlich bedeutende gewesen sein. Der Stein war auch ganz schwarz, im Gegensatz zu den viel häufigeren grauen Meteoriten, die sich bei andauernder starker Erhitzung vielfach ebenfalls in eine schwarze Masse verwandeln. Die Temperatur der Meteorsteine ist nun aber in den einzelnen Fällen außerordentlich verschieden, und man muß fragen, warum die Erwärmung derselben bei ihrem Fluge durch die Atmosphäre eine so ungleichmäßige ist; einige können nach kurzer Zeit ausgenommen werden, während andere stundenlang glühend bleiben. So wird von einigen 1866 in Ungarn gefallenen und sofort aufgehobenen Steinen berichtet, sie seien lauwarm gewesen „wie von der Sonne beschienene Steine“. Ein 1835 in Aldsworth in England gefallener Stein von 600 Grammen, der ebenfalls sofort aufgehoben wurde, fühlte sich überhaupt gar nicht warm an. 1812 fiel in Gräben ein Stein, der trotz seines bedeutenden Gewichtes von 2 Kilogramm ganz kalt war; dasselbe war bei einem 1843 in Rußland gefallenen Meteor von 8 Kilogramm der Fall. Andererseits war z. B. ein 1805 in Sibirien niedergefallener Stein von 2 Kilogramm noch nach $1\frac{1}{2}$ Stunden zu heiß, um angefaßt zu werden, und dasselbe wird von einer Anzahl anderer bekannter Meteore berichtet. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Erwärmung des Meteorsteins, selbst wenn derselbe aus einem die Wärme gut leitenden Stoffe besteht, sich nur in einer ganz dünnen Rinde geltend macht. So wollte 1864 ein Bauer in dem französischen Orte Orqueil einen auf seinen Acker gefallenen Stein ausheben und verbrannte sich dabei die Hand und doch erwies die spätere wissenschaftliche Untersuchung, daß innerhalb einer ganz dünnen, durch die Hitze veränderten Rinde der Stein aus einem Stoffe bestand, der bereits bei der Erwärmung über

einer gewöhnlichen Spiritusflamme sich vollständig zersetzte, so wenig war also die Hitze, welche die Rinde des Steines schmolz, in das Innere desselben eingedrungen, daß sie auf dasselbe nicht einmal wirkte wie die Flamme einer Spirituslampe. Besonders auffallend ist die dünne erhitzte Schicht bei ganz kleinen Meteoriten, wie solche bei Hesse in Schweden 1869 in größerer Zahl niedergingen; diese waren kleiner als 1 Kubitzentimeter und waren doch innerhalb einer von allen Seiten ausgebildeten Rinde vollkommen weiß geblieben. Wie gering die Hitzewirkung im Innern der Meteore sein muß, geht auch daraus hervor, daß daselbst Gas, besonders Wasserstoffgas, eingeschlossen bleibt, welches bei einer nur geringen Erwärmung entweichen würde. Diese merkwürdigen Umstände sind nun zweifellos aus der außerordentlich niedrigen Temperatur des Weltraums zu erklären, die von den Meteoriten während ihres Aufenthaltes in demselben angenommen wird. Es giebt dafür keinen besseren Beweis, als den einen 1860 in Indien gefallenen Stein, dessen unmittelbar nach dem Fall gesammelte Stücke so kalt waren, daß die Finger davon erstarrten, wenn man einen dieser Steine nur einen Augenblick in der Hand hielt. Auch der Italiener Vomlicci fand bei seiner Untersuchung über die 1893 bei Brescia gefallenen Meteoriten, daß die Oberfläche eines sofort an einem der Steine vorgenommenen Bruches außerordentlich kalt war. —

Humoristisches.

— „Patent-Giskeller.“ Um seinen Bedarf an Aboheis billig zu decken, trug ein Bierverleger in Preuzlau seinen Keller voll Wasser, in der trohen Erwartung, daß recht bald Frostwetter eintreten und sein Giskeller dann fertig sein werde. Aber, was er erhoffte, trat leider nicht ein, das Wasser blieb Wasser. Es suchte sich weitere Bahn, drang in die Nachbarkeller ein, wo die Kartoffeln, leere Fasttagen und was sonst schwimmfähig war, sich lustig auf den Wellen zu schaukeln begannen. Schluß: Großer Skandal im Hause, Zuhilfenahme des Gerichts wegen Negregansprüche u. s. w. —

— Der Esel von Hohenklingen. In der „Amdelfinger Zeitung“ zeigt der Pächter des Schloßgutes Hohenklingen seinen Bekannten den Tod seines treuen Gangehirs an und widmet letzterem folgende Biographie: „Er war geboren in Savoyen, kam als kleines Geselein nach Genf, wo er zu einem kräftigen, großen Esel heranwuchs, also ein Esel comme il faut wurde. Ein Gutsbesitzer aus dem Thurgauischen kaufte ihn, aber kaum hatte er dort seine Thätigkeit entwickelt, als sein Besitzer nach Rußland zog. Den armen Esel traf ein härteres Loos, er kam auf Hohenklingen; obgleich ihm an Speise und Trank nichts fehlte, so war er doch sehr geplagt. Acht Jahre lang mußte er bei Sturm und Schnee den schweren Karren den steilen Berg hinaufschleppen, acht Jahre lang wurde von Weiblein und Männlein auf ihm herumgeritten, was er alles willig geschehen ließ, williger als sein Meister, den er an Sanftmuth, Geduld und Großmüthigkeit noch übertraf.“

„Endlich wurde er von seinen Leiden erlöst, darum soll jetzt auch ein schöner Kranz den Esel schmücken, wie anderen Eseln auch geschehen, von weniger Verdienste.“

„Kondolenzbesuche werden freundlich empfangen über Neujahr von dem betrübten Pächter: J. Graj.“ —

Vermischtes vom Tage.

— In Gelsenkirchen wurden bei einem Zusammenstoß eines Wagens der elektrischen Straßenbahn mit einem Lastfuhrwerk zwei Personen schwer und mehrere leicht verletzt. —

y. In Lengfeld im Erzgebirge brach der fünfjährige Sohn eines Arbeiters auf dem Schloßteiche durch das Eis. Die zur Hilfe herbeieilende Mutter fand bei dem Versuche, ihr Kind zu retten, sammt dem Knaben den Tod in den Fluthen. —

— In Maliz bei Ghr wollte ein Wildhüter einen Firsingigen vom Sturze vom Hausdache retten, wurde aber mit in die Tiefe gerissen. Beide Männer wurden getödtet. —

— Der in Paris verstorbene Zahnarzt Evans hinterläßt ein Vermögen von 25 Millionen. In seinem Testament vermachte er seine Millionen seiner Vaterstadt Philadelphia unter der Bedingung, ein Evans-Museum zu errichten, das seine sämtlichen Orden sowie seine Kleider in Schränken ausstellen soll, und ihm auf einem öffentlichen Plage Philadelphias ein Denkmal mit Bildsäule zu setzen, das nicht unter einer und nicht über zwei Millionen kosten soll. —

— Das Schiff „Louis“, das von Cadix nach Marseille unterwegs war, ist gesunken. Die ganze, 16 Mann starke Besatzung ist mit untergegangen. —

— Der englische Dampfer „Clarissa Madcliffe“ hat auf der Fahrt von Odessa nach Rotterdam am 30. Dezember am Kap St. Vincent Schiffbruch gelitten. 19 Mann der Besatzung sind ertrunken, vier sind gerettet und nunmehr in Falmouth angekommen. —

— Der von Madrid kommende Cyprerzug ist am Sonntag früh in der Nähe von Barcelona entgleist. Der Zugführer wurde getödtet, mehrere Reisende schwer verletzt. —